

Einfach nur für sich da sein

Eine Hand voll Menschen im Berliner Sommer und Herbst. Gespräche von Arbeit, Ehe, Welt. Angela Schanelecs „Mein langsames Leben“ (Forum) ist großes Kino der Klarheit, die sich über Wände und Türrahmen bis zur Friedrichstraße ausdehnt

von KATJA NICODEMUS

Dass ein Film die Wirklichkeit abbilden kann, ist eine Illusion, aber er kann ihr sehr nahe kommen. Im Fall von Angela Schanelec sind Kino und Leben zwei Linien, die sich immer weiter annähern. Schon Schanelecs vorherige Filme „Das Glück meiner Schwester“ und „Plätze in Städten“ schilderten die großartige Banalität oder auch banale Großartigkeit des Lebens. Einen Zustand, den der Zögling Törleß in Robert Musils Roman eines Tages auf die Formel bringt: „Alles geschieht.“ Zur Zeit gibt es in Deutschland keinen Regisseur bzw. keine Regisseurin, die dem Geschehen näher wäre als Angela Schanelec.

„Mein langsamer Tag“ folgt einer Hand voll Menschen um die dreißig durch den Berliner Sommer und Herbst. Im Grunde ist „folgen“ schon wieder das falsche Wort, meistens steht die Kamera still und bildet den Ausschnitt, in dem das Leben gerade stattfindet. Valerie, Thomas, Marie, Clara und ihre Freunde sitzen im Café oder in der Küche, am See und im Park. Sie sprechen über Arbeit und Urlaub, übers Heiraten und darüber, ob es in Ordnung ist, wenn man nicht die Welt verändern, sondern im Beruf einfach nur Geld verdienen will. Es sind Gespräche, die wie

vom Nebentisch abgefilmt wirken, bei denen durcheinander geredet und sich ins Wort gefallen wird, mit angespannten Spitzen und betretenem Schweigen.

In Schanelecs Dialogen geht es auch um die Empfindungen zwischen und unter den Worten, die manchmal quer zum Gesagten stehen. Dabei spürt man immer wieder eine verhaltene Aggression. Sie scheint ihre eigene, untergründige Logik zu haben, die hin und wieder ans Tageslicht gelangt. Zum Beispiel, wenn die Kamera während einer Hochzeitsfeier mit einigen der Gäste spazieren geht. Es ist eine langsame, gleitende Fahrt entlang an Bäumen, und die Sprechenden sind so weit weg, dass man kaum die Gesichter erkennen kann. Das Ende dieser ruhigen Bewegung ist auch das Ende einer Ehe. Schanelec kann ihren Figuren diese Freiheit und Distanz lassen, weil sie weiß, dass die wahren Dramen selten dramatisch sind. „Mein langsamer Tag“ ist ein Kino der Klarheit. Mit einem Licht, das so transparent ist, dass man sich sofort nach dem Sommer sehnt. Mit Einstellungen, die immer den Raum miterzählen, in dem die Figuren leben, weil sie einer Wand, einem Türrahmen oder der Friedrichstraße ihren Anteil des Bildes überlassen. Und der Zeit ihren Anteil am Geschehen. Bei Schanelec weiß man nie genau, ob Wochen oder

Monate zwischen zwei Szenen vergangen sind. Zwei, die sich im Restaurant kennen gelernt haben, sind plötzlich ein Paar, ohne dass man irgendwelche Zwischenschritte mitbekommt. Ein Mädchen, das am Anfang für ein halbes Jahr nach Rom gehen wollte, ist auf einmal wieder zurück. Aber die Ellipse ist bei Schanelec nicht Stilmittel, sie entspricht der urbanen Wahrnehmung. So wie man in Großstädten alte Bekannte trifft, die auf einmal verheiratet sind oder zwei Jahre in Australien waren, ohne dass man davon etwas mitbekommen hätte.

Einmal verlässt der Film Berlin und fährt aufs Land, denn Valeries Vater liegt im Sterben. Mit ihrem Bruder gibt es nicht viel zu reden, wie das so ist bei Geschwistern, die sich mit den Jahren voneinander entfernt haben und trotzdem noch urvertraut sind. In der Dorfdisco schweigen sie einträchtig zum 80er-Jahre-Pop und landen irgendwie auf der Tanzfläche. Man hat nicht das Gefühl, dass Schanelec die Szene symbolisch gemeint hat, aber in diesem Tanz ist alles drin: die Trauer um den Vater und das schockierende Bewusstsein, nun zu zweit zurückzubleiben, aber auch, dass es wunderschön ist, jünger zu sein, weiterzuleben und einfach da zu sein. „Mein langsames Leben“. Regie: Angela Schanelec. Deutschland, 85 Min.